

Leseprobe aus:

Stefan Selke  
**Schamland**



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

Stefan Selke

# SCHAMLAND

Die Armut mitten unter uns

Econ

# INHALT

## PROLOG ■ 9

### I ARMUT MITTEN UNTER UNS

Die soziale Frage 19 ■ Politik der Beschämung 39 ■  
Reise zu den Unbekannten 47

### II TROSTBROT

Das Konto hat gesprochen 53 ■ Ein kleiner Hitler müsste  
kommen 58 ■ Seltenes Glück 63 ■ Grundsicherung statt  
Après-Ski 67 ■ Die Welt da draußen 72 ■ Container und  
Croissants 76 ■ Im Lager der Unerwünschten 80 ■ Alles  
reduziert 87 ■ Aufessen gehört zum Programm 91 ■ Abge-  
speist 97 ■ Hartz IV, Personalausweis und Hund 103 ■  
Brötchen in Scheiben 108 ■ Im Paradies 114

### III DER CHOR DER TAFELNUTZER

Vorbemerkung 121 ■ Leben im Schamland 124 ■ Magische  
Grenze 125 ■ Am Pranger 133 ■ Schattenmenschen 136 ■  
Kleine Bürokratie 138 ■ Im Regen stehen 141 ■ Wundertü-  
ten 145 ■ Krümel vom Kuchen 147 ■ Die Ausgabemenschen  
und wir 149 ■ Motzen unerwünscht 152 ■ Der Nächste,  
bitte! 155 ■ Gewöhnung 156 ■ Kleine Reserve 158 ■ Ent-  
sorgte Gemeinschaft 159 ■ Unsichtbare Währung 161 ■  
Ins Feudale gerutscht 163 ■ Raus aus der Mühle 165

#### IV ZURÜCKBLEIBEN, BITTE!

Armut schadet allen 169 ■ Die ›Parasiten‹ 176 ■ Alles gegeben, nichts gewonnen – Altersarmut 186 ■ Vom heiligen Blechle zur Hartz-IV-Ökonomie 195 ■ Armutslinderung als Spektakel 206

#### V NACH DEM LOB

Engagement in der Freiwilligengesellschaft 215 ■ 20 Jahre Tafelmythos 223 ■ Die Gnade der kollektiven Selbsttäuschung 242

EPILOG ■ 247

DANKSAGUNG ■ 250

ANMERKUNGEN ■ 255

*»Sie (die Armen) fühlen, dass die Wohltätigkeit eine lächerlich ungenügende Art der Rückerstattung ist oder eine gefühlvolle Spende, die gewöhnlich von einem unverschämten Versuch seitens des Gefühlvollen begleitet ist, in ihr Privatleben einzugreifen. Warum sollten sie (die Armen) für die Brosamen dankbar sein, die vom Tische des reichen Mannes fallen? Sie sollten mit an der Tafel sitzen und fangen an, es zu wissen.« (Oscar Wilde)*

## Prolog

Ich erinnere mich noch sehr genau an den Abend, an dem ich zusammen mit meiner damaligen Freundin zum Abschlussball unseres Tanzkurses unterwegs war. Auf dem Weg durch die Stadt sah ich zum ersten Mal in Deutschland einen Mann, der in einer Mülltonne nach Essbarem suchte. Den Abschlussball ließ ich platzen. Meiner Freundin aber war mehr nach Tanzen zumute als nach Gesellschaftskritik. Der Preis für meine Empörung bestand darin, als Single nach Hause zu gehen. Jetzt, viele Jahre später, nutze ich die Möglichkeit, mit diesem Buch erneut meiner Empörung Ausdruck zu verleihen. Tanzen kann ich leider noch immer nicht richtig.

Seit 2006 beschäftige ich mich intensiv mit dem, was mich damals, knapp volljährig, so verstörte. Mit der Frage, wie Armut im Reichtum möglich ist. Mein Interesse für diesen Skandal bekam eine für mich unerwartete Aktualität, als ich selbst prekär beschäftigt und von Arbeitslosigkeit bedroht war und darüber nachdachte, wie es weitergehen könnte. Ich beschloss, ein Jahr lang bei einer Lebensmittelausgabe zu hospitieren und exemplarisch eine dieser boomenden Hilfsorganisationen aus der Innenperspektive zu erkunden. Nach und nach wurde ich zu einem kritischen Beobachter des Systems der Lebensmitteltafeln, Suppenküchen und ähnlicher Angebote. Sie werden in diesem Buch zusammenfassend Armuts-, Almosen- oder Hartz-IV-Ökonomie genannt und versinnbildlichen die Armut mitten unter uns.

Was zufällig begann, ist inzwischen fester Bestandteil meiner Forschungs- und Lehrtätigkeit. Zwischenzeitlich wurden einige meiner Thesen von Journalisten und von den Tafeln selbst aufgegriffen – wenn ich gut gelaunt bin, werte ich dies als Erfolg. Ich könnte mit dieser Rolle zufrieden sein. Nicht zufrieden bin ich hingegen nach wie vor mit der Gesellschaft, in der ich lebe. Dieses Buch schrieb ich aus Protest, als mir klar wurde, dass 2013 die Tafeln in Deutschland ihr 20-jähriges Bestehen feiern werden. Ich fragte mich, wie das wohl aussehen würde. Vielleicht wie im Herbst 2012, als ich zur 13-Jahr-Feier der Wiener Tafel in Österreich eingeladen wurde. Der Moderator wünschte allen Gästen »gute Unterhaltung bei einem höchst spannenden Thema«. Einen Abend lang standen die Themen »Motivation älterer Ehrenamtlicher« und »Tafelarbeit als Sinnstiftung« im Mittelpunkt. Ein Sozialforscher nannte die Wiener Tafel »vorbildlich«. Der Gründer der Wiener Tafel war begeistert vom Zuspruch anwesender Tafelhelfer. Kein Wort aber zu den Ursachen von Armut inmitten von Reichtum.

War dies ein Vorgeschmack darauf, wie die feierliche Stimmung in Deutschland unter Tafelmenschen, Tafelsponsoren und tafelnahen Politikern aussehen könnte? Für viele, auch für die uninformierte Öffentlichkeit, wird das 20-jährige Bestehen der Tafeln in Deutschland ein Grund zum Feiern sein. Den zu erwartenden Jubel, die eingeübten positiven Selbstdarstellungen der Tafeln sowie die pathetische Rhetorik der Politik möchte ich jedoch nicht unwidersprochen hinnehmen. Vielmehr ist es an der Zeit, dem Selbstlob eine fundiertere Perspektive entgegenzusetzen. Denn trotz zwischenzeitlich geschärfter sozialwissenschaftlicher Instrumente lässt sich die Public-Relations-Watte, in die die Tafelbewegung gepackt ist, noch immer schlecht durchdringen. Ich habe wenig Lust, mich dem arrangierten Schulterklopfen anzuschließen – lieber möchte ich eine öffentliche Debatte darüber anstoßen, wie es sich aus der Sicht Armutsbetroffener anfühlt, seit vielen

Jahren Teil dieses Systems zu sein. Und darüber, wie durch Tafeln und ähnliche Angebote die Spaltung der Gesellschaft in Arm und Reich fortgeschrieben wird.

Dafür gibt es aus meiner Sicht gute Gründe. Die seit fast einer Generation mitten in Deutschland existierenden Tafeln werfen ernsthafte moralische Fragen auf, bei denen es im Kern um die existentielle Verletzbarkeit des Menschen geht. Um Rechte, die Bürgern dieses Landes (sowie in den deutschsprachigen Nachbarländern Schweiz und Österreich, wo Tafeln nach vergleichbaren Prinzipien betrieben werden) zunehmend aberkannt werden. Zentrale Fragen nach sozialer Gerechtigkeit, Verantwortung, Nachhaltigkeit sowie einem zivilisierten Menschenbild stehen auf dem Prüfstand.

Daher verfolgt dieses Buch das Ziel, einen Ausweg aus dem eher technokratischen Verständnis des Sozialen zu suchen. Wenn die Zivilgesellschaft die Versäumnisse des Sozialstaats kompensieren muss und sich Daseinsfürsorge vermehrt in privaten Almosensystemen erschöpft, wird zivilgesellschaftliches Engagement nicht nur genutzt, sondern ausgenutzt. Mit diesem Buch ist daher eine Warnung verbunden. Es soll aber auch den Blick dafür schärfen, was es bedeutet, von der eigenen Gesellschaft aussortiert und an den unteren Rand gedrängt zu werden, dorthin, wo das eigene Leben als fremdbestimmt erfahren wird.

Das Material dafür liefern zahlreiche persönliche Begegnungen und Gespräche mit Nutzern von Tafeln und anderen existenzunterstützender Einrichtungen, die ich in den letzten Jahren bundesweit besucht habe. Daraus entstand eine detaillierte Analyse der Lebensrealität armutsbetroffener Menschen. Dieses Buch zeigt, dass der Preis für die dabei sichtbar werdende, weichgespülte Auffassung von Sozialpolitik hoch ist. Denn diese neigt immer mehr dazu, soziale Verantwortung an Freiwillige auszulagern und die Symptombehandlung von Armutsphänomenen an Agenturen wie Tafeln, Suppenküchen und Kleiderkammern zu delegieren. Hilfeleistungen

werden hier nicht angeboten, weil die Empfänger ein Recht dazu haben – sondern aus karitativen Motiven, die einer eigenen Logik folgen, nicht aber die Bedürfnisse der Betroffenen im Blick haben. Da sich für die vielen Anbieter der Eigennutz der Hilfe immer wieder in den Vordergrund schiebt, bleiben die Hilfesuchenden oft genug auf der Strecke. In der Folge verwandelt sich unser Land in ein *Schamland*, in dem die Gewinner sich gegenseitig applaudieren, die Verlierer aber beschämt werden.

Während zahlreicher Podiumsdiskussionen und öffentlicher Veranstaltungen, zu denen ich als Experte zum Thema ›Tafeln und Armut‹ seit 2007 eingeladen wurde, fiel mir immer öfter auf, dass sich dort sehr selten diejenigen befanden, um die es eigentlich geht: die Armen. Mir gefiel überhaupt nicht, wie über eine gesellschaftliche Realität geredet wurde, von der die meisten der Anwesenden nur wenig Ahnung hatten. Das Wissen über die Armut stammte in aller Regel nur aus den Medien, die ihrerseits nur eine Oberfläche zu sehen bekamen. Armut ist Teil von Lebenswelten, zu denen man gerne auf sicherer Distanz bleibt. Immer offensichtlicher wurde, dass gerne über von Armut betroffene Menschen gesprochen wurde, nicht aber mit ihnen. In anderen Worten: Mir wurde immer klarer, dass in der Debatte über die Sinnhaftigkeit privater Hilfsformen (die ich zum Teil selbst mit angestoßen hatte) sowie über ›richtige‹ oder ›falsche‹ Strategien der Armutsbekämpfung eine zentrale Perspektive fehlte.

Diese Leerstelle störte mich im Laufe der Zeit so sehr, dass ich beschloss, die Perspektive der Armutsbetroffenen in diesem Buch konsequent in den Mittelpunkt zu stellen. Im öffentlichen Diskurs schoben sich – unmerklich, aber doch verlässlich – meist die ehrenamtlichen Helfer in den Vordergrund. Menschen, die versuchen, mit viel Engagement eine Arbeit zu leisten, die bis vor kurzem noch der Sozialstaat übernommen hatte. Die Helfer sind dabei mit der moralischen Pose ausgestattet, immer das Richtige zu tun; sie werden angetrieben

vom Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit und sind vor Kritik durch ihre Lobby und das Lob aus der Politik weitgehend geschützt.

Gerade deswegen erscheint mir ein Perspektivwechsel dringend notwendig. Es ist an der Zeit, dass über den weniger bekannten Teil der Gesellschaft gesprochen wird. Es geht um die Gedankenwelt und Lebenswirklichkeit derjenigen Menschen, die arm sind inmitten unseres gemeinsamen Wohlstands. Ich wünsche mir, dass bedürftige Menschen nicht als Kulisse einer Bewegung missbraucht werden, die sich selbst immer ungehemmter selbst feiert. Diese Menschen sind keine Komparsen in einem Stück, das die tugendhaften Helfer in den Himmel lobt. Sie sind vielmehr die eigentlichen Hauptdarsteller.

Deshalb dieses Buch. Es ist verbunden mit der Hoffnung, dass das Bühnenstück von der »sozial gerechten Gesellschaft« in Zukunft unter einer vernünftigeren Regie aufgeführt wird als bisher. Von verantwortungsbewussten Menschen, die bereit sind, eine Perspektive einzunehmen, die Betroffene ernst nimmt, anstatt ihnen die eigene Sichtweise bevormundend auszureden. Wird dieser Perspektivwechsel vollzogen, dann wird eine neue gesellschaftliche Realität sichtbar, die für Millionen von Menschen Alltag ist. Denn der Staat trägt die Verantwortung für eine angemessene und menschenwürdige Versorgung der Armen, die ja auch Bürger mitten unter uns sind. Niemand sollte deren Wunsch, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, als »spätromische Dekadenz« diskreditieren, wie Guido Westerwelle es 2010 prominent tat.<sup>1</sup> Stattdessen geht es in diesem Buch darum, in Zeiten grassierender Markttyrannie das Soziale im Interesse der Humanität zu verteidigen.

Für einen »Öffentlichen Soziologen« ist das eine Gratwanderung. Soziologie öffentlich und für die Öffentlichkeit zu betreiben, ist in letzter Zeit unmodern geworden. Kern meiner Öffentlichen Soziologie ist der Drang, mich in Debatten ein-

zumischen und darin eine Haltung zu zeigen. Meine Soziologie ist eine wütende Wissenschaft. Sie ist nicht neutral, sondern interessegeleitet. Sie nimmt Anteil an den Sorgen der Menschen. Ich betreibe normativ engagierte Gesellschaftsforschung, die hoffentlich an manchen Stellen die Kraft hat, die herrschende Sprachlosigkeit zu beenden, weil sie die Sprache der Gesprächspartner ernst nimmt. Die Nationale Armutskonferenz<sup>2</sup> forderte in einem Positionspapier, dass Armen eine Stimme gegeben werden müsse. In diesem Buch kommen sie zu Wort. Da mein Ziel darin besteht, Soziologie öffentlich zu vermitteln, verzichte ich gerne auf die polierte Optik unnötiger Fachbegriffe. Ich versuche damit, den Beschränkungen komplizierter Sprachspiele zu entkommen, die Wissenschaftlichkeit lediglich suggerieren. Damit möchte ich vor allem dazu beitragen, die Enttäuschten und Ungeschützten wieder in die Mitte des gesellschaftlichen Diskurses zu rücken.

Ich vertrete dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die hier dargestellten Szenen und Skizzen sind winzige Mosaiksteine, die sich aber zu einem großen Bild der Gesellschaft zusammenfügen lassen. Damit folge ich einem vielfach an mich herangetragenem Auftrag. »Das System muss wissen, dass es beobachtet wird« – diesen Satz schrieb mir ein Journalist, der seinen Namen nicht veröffentlicht sehen möchte. In ähnlicher Weise gab mir ein Tafelnutzer zum Abschied nach einem Gespräch folgende Bitte mit auf den Weg: »Ich wünsche mir, dass Sie ganz genau hingucken.« Nicht mehr länger wegschauen, genau hingucken, um Zusammenhänge zu erkennen, Interessen aufzudecken und Gesellschaft zu verändern – darum geht es. Ich teile meine Beobachtungen mit Ihnen, um Lust darauf zu machen, selbst nachzudenken. Ich wünsche mir, dass Sie als Lesende Ihre eigenen Schlüsse daraus ziehen können. Denn Denken ist Widerstand gegen Informationen. Der Inhalt dieses Buches kann und soll kritisiert, aber auch als Gesellschaftsdiagnose ernsthaft geprüft werden.

Letztlich geht es darum, eine um sich greifende Blindheit

für die soziale Misere zu vermeiden. Gerne zitiere ich die einzige Folge der TV-Serie *Die Simpsons*, die ich je gesehen habe: Homer Simpson verursacht eine Massenkarambolage auf dem Highway. Er schaut in den Rückspiegel und sieht, wie sich die nachfolgenden Autos ineinander verkeilen. Seine Reaktion darauf kann als Sinnbild für die zweifelhafte Gnade der kollektiven Selbsttäuschung verstanden werden. Homer sieht die Autowracks und dreht daraufhin den Rückspiegel ein wenig zur Seite. Im Spiegel erscheint nun ein friedlich grasendes Reh auf einer wunderschönen Lichtung. Genau dies darf nicht passieren. Soziale Verantwortung zu übernehmen bedeutet, den Rückspiegel der eigenen Wahrnehmung nicht dauernd so zu verdrehen, dass darin nur das sichtbar wird, was gerade erwünscht ist.

Dieses Buch ist ein exemplarischer Blick in den unverstellten Rückspiegel der eigenen Gesellschaft. Es zeigt die Hinterbühne eines reichen Landes und vermeidet dabei den beruhigenden Blick auf die liebliche Lichtung. Diesem Blick standzuhalten heißt nicht, in depressive Empörung zu verfallen. Vielmehr geht es darum, den Aufbruch in eine bessere Zukunft vorzubereiten. Denn eine Gesellschaft muss sich daran messen lassen, wie sie mit den Schwächsten umgeht. Neben der gesellschaftlichen Analyse stehen in den Kapiteln »Trostbrot« und »Der Chor der Tafelnutzer« die O-Töne von Armutsbetroffenen im Zentrum. Sie summieren sich hoffentlich zu einem hilfreichen Zeitdokument, das dazu beitragen kann, alle Beteiligten an einen Tisch zu holen – auch wenn dieser bei zukünftigen Diskussionen gehörig wackeln wird.

*Wien, im Januar 2013*

II

TROSTBROT

## Das Konto hat gesprochen

Wo sonst ist die Welt noch in Ordnung? Arbeitslosigkeit ist hier ein Fremdwort. Gerhard Schröder sprach einmal im Bundestag vom »Geist fleißigen Tüftelns« und einer »Mentalität der Standfestigkeit«, die in diesem »engen Tal im Schwarzwald« zu finden seien. Er meinte damit Furtwangen, die Kleinstadt, in der ich lebe und arbeite. Eine Stadt, die nur deshalb so selbstbewusst mit ihrer charmesfreien Funktionalität umgehen kann, weil sie von einer atemberaubend schönen Landschaft umgeben ist. Ausgerechnet hier, einem der letzten Orte in Deutschland, an dem es noch keine Tafel gibt, beginnt meine Reise ins Schamland.

Der erste Besuch bei Tafelnutzern hat sich mir schon deshalb tief ins Gedächtnis eingegraben, weil er mich zu zwei meiner Studierenden führte. Für mich ist das ein Skandal. Wer als Studierender in einer Wissensgesellschaft zu einer Tafel gehen muss, fühlt sich gleich doppelt ausgegrenzt. Zum einen, weil die eigenen Mittel nicht reichen, das Nötigste im nächsten Supermarkt zu kaufen. Zum anderen, weil es mit den eigenen Teilhabechancen – dem Versprechen auf Arbeit, Anerkennung und Aufstieg – offenbar nicht so weit her ist wie gedacht. Nur ein paar Gehminuten entfernt von meiner Wohnung komme ich bei einem vor kurzem frisch renovierten mehrstöckigen Wohnblock an. Ein Spruch auf dem Zigarettenautomaten neben der Eingangstür zieht mich in den Bann: »Der sicherste Weg zum Ziel.« An dieser Stelle, der größtmög-

lichen Wunde, beginne ich meinen Bericht über die Armut mitten unter uns.

Im fünften Stock öffnet mir eine schwangere junge Frau die Türe. Ich kannte sie bislang als Studentin aus einem meiner Seminare. Hinter ihr steht der Ehemann, ein wenig zögerlich und misstrauisch. Auch er ist Student, steht kurz vor dem Abschluss. Ich treffe zwei vorbildliche junge Menschen, die wissbegierig sind und sich gerade auf ihr zweites Kind freuen. Und trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, stehen sie am Rand der eigenen Gesellschaft. Eine Erfahrung, die schon erste Spuren hinterlassen hat. Sie laden mich freundlich in die perfekt aufgeräumte Wohnung ein. Ich bitte um ein Glas Wasser. Mit dem Satz »Das haben wir gerade noch«, geht der Student in die Küche. Wie viel Verbitterung, Verletzung und Zorn stecken wohl in dieser Aussage?

Ich frage zuerst danach, wie die Tafel in ihr Leben gekommen ist. Später merke ich, dass jede Geschichte, die mir auf dieser Reise erzählt wird, immer mit einer Begründung beginnt, selbst wenn ich es nicht darauf anlege. So als müssten sich alle dafür rechtfertigen, arm zu sein. So als müssten alle zeigen, dass sie die Hilfe verdient haben, ihrer »würdig« sind. So als müssten sich alle, die zur Tafel gehen, bei der Allgemeinheit entschuldigen. Dieses Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, ist die unsichtbare Klammer um alle individuellen Erfahrungen, so unterschiedlich diese auch sein mögen. Auch wenn sie es selbst nie so ausdrücken würden, es ist in den Worten, den Gesten und den Blicken.

Was also war passiert? »Das Konto hat gesprochen«, lautet die lapidare Antwort des Mannes. Als verheiratete Studierende erhielten sie eine Zeitlang kein BAföG – so die gesetzliche Regelung. Sie machten alles richtig (Kinder, Heiraten, Studium), nur nicht in der erwünschten Reihenfolge (Studium, Heiraten, Kinder). Die Zufälle des Lebens hielten sich in diesem Fall offenbar nicht an die Regeln der Bürokratie. In Deutschland reicht allein das aus, um ein existentielles Problem entstehen

zu lassen und ein junges Paar nach einiger Zeit zu regelmäßigen Tafelnutzern zu machen. »Im Nachbarort eröffnete eine Tafel, Flyer lagen aus. Man hörte immer mal was. Vor allem, dass man da *nicht* hingehet«, betont der Student. Warum? »Weil da nur die Armen hingehen! Und wer will schon arm sein? Niemand!«, legt seine Frau nach. »Aber das Konto sprach eine deutliche Sprache. Man konnte nicht anders«, antwortet nun wieder der Mann auf die Frage nach dem Grund für die Tafelnutzung. Und versteckt sich dabei hinter dem »man«, so als spräche er über andere und nicht über sich und seine Frau. Dieser sonderbaren Distanz zum eigenen Leben werde ich später immer wieder begegnen. Sie funktioniert wie ein Schutzmechanismus, um den krisenhaften Bruch mit der Normalität überhaupt aushalten zu können.

Alle Vorurteile des Paares wurden dann auch beim ersten, nie für möglich gehaltenen Kontakt mit der ›zuständigen‹ Tafel bestätigt, als die ehrenamtliche Tafelhelferin ihre gesamte Existenz mit nur einem einzigen achtlos dahingeworfenen Satz in Frage stellte: »Ja, ja, man sollte sich das Kinderkriegen eben gut überlegen ...« Auch noch ein Jahr nach dieser übergreifigen Dreistigkeit sehe ich Wut und Fassungslosigkeit in ihren Gesichtern eingeschrieben.

Doch in einem Jahr kann, auch bei diesem Paar, viel passieren. Inzwischen ist der regelmäßige Gang zur Tafel fester Bestandteil ihres Lebensplanspiels geworden. »Jede Woche Einkäufe für ein paar Euro bei der Tafel«, berichten sie. Die Tafeln verlangen einen kleinen Betrag von den Besuchern, entweder eine ›symbolische Münze‹ (1 bis 2 Euro pauschal) oder einen Anteil des ehemaligen Ladenpreises (ca. 10 bis 15 Prozent). Das Pärchen rechnet mir vor: »Bei Aldi wären das zwischen 40 und 80 Euro im Monat für die gleiche Menge an Lebensmitteln. Die sparen wir dann eben.« Diese Hungerarithmetik wird gegenwärtig hunderttausendfach angewandt, so oder so ähnlich. Einfach nur, um das Konto zum Schweigen zu bringen.

Die Welt der Tafel erleben die beiden als eine durch und durch anormale Welt. Eine Welt, in der man eine Nummer bekommt. In der eine Person mit der Nummer 55 (oder 65, 75, 85 ...) keine Chance mehr auf das hat, was für die »niedrigen Nummern« im Angebot war. »Das Angebot wird dann dünn. Manche streiten sich um die letzte Schale Erdbeeren«, so berichten beide übereinstimmend. Die Tafel ist eine Welt, in der von ihnen verlangt wird, sich über eine halbgefüllte Shampoo-Flasche zu freuen. Sie haben, wie viele andere Tafelnutzer, unzählige weitere Beispiele – Anzeichen für eine schleichende Verschiebung innerhalb unserer Gesellschaft, Signale einer Abwärtsspirale der Menschlichkeit. Es beginnt damit, sich Vorhaltungen darüber anhören zu müssen, was man in seinem Leben alles falsch gemacht hat.

Noch problematischer als diese Spirale ist die Tatsache, dass sich alle, wirklich alle, die am Bau dieser Welt beteiligt sind, daran gewöhnen. Eine Demaskierung des Selbstverständlichen ist nach 20 Jahren Tafeln in Deutschland gar nicht mehr vorgesehen. Auch meine beiden Gesprächspartner sind erstaunt darüber, »wie normal das alles inzwischen geworden ist«. Auch wenn der Stachel, den die erste Begegnung hinterlassen hat, tief sitzt, übertüncht die Macht der Gewohnheit fast alles: »Irgendwann fällt es einem gar nicht mehr auf. Das ist völlig normal, da gewöhnt man sich dran.«

Die Tafel ist für die beiden zum Glück nur eine Durchgangsstation. An ihren Zukunftsplänen bin ich in winzigen Details beteiligt. Was dieses Paar angeht, kann ich aufatmen. Es wird gutgehen. So gesehen erfüllen hier die Tafeln ihre Funktion als Notanker in einer zeitlich begrenzten Lebenssituation – für viele andere aber wird es keinen solchen Ausweg geben. Das bestätigt mir auch mein Gesprächspartner: »Viele werden dort hängenbleiben. Die Leute werden versorgt. Man bekommt, was man braucht. Das ist eher so, dass die Tafeln die Armut fördern!« Bei der Tafel sehen sie andere Menschen, denen es »richtig schlecht« geht – eine unendliche

Serie persönlicher Niederlagen, dort, wo Menschen auf Erfolge hofften und vom Leben enttäuscht wurden. Sie sehen auch, dass viele Menschen sich innerlich gebrochen in einer Parallelwelt eingerichtet haben: »Die wollen da gar nicht mehr raus. Die haben sich da gut eingerichtet, da fehlt der eigene Antrieb«, fasst die Studentin zusammen. Kein Zweifel, dass dies für sie selbst anders ist. Und ihr Mann fügt noch einen Satz hinzu, der das Ausmaß der Gewöhnung an ein Almosensystem innerhalb der neuen Armutsökonomie drastisch auf den Punkt bringt: »Die lassen sich dort einfach abfüttern.«

## Ein kleiner Hitler müsste kommen

Wochenlang bin ich immer wieder unterwegs in allen Teilen des Landes. Während dieser Reisen kämpfe ich gegen die Versuchung an, mich nur vom ersten Blick leiten und täuschen zu lassen. In der vorlesungsfreien Zeit im Winter und im Sommer nehme ich mir Zeit für Begegnungen und Gespräche, die sich nicht in klassische Lehrbuchkategorien einordnen lassen. Zu Beginn dieser Reise mache ich mir über die daraus resultierenden Konsequenzen (zum Glück) noch keine Gedanken. Noch steht die Neugierde im Vordergrund, das ungebrochene Interesse daran, mehr über die Armut mitten unter uns zu erfahren. Einige der Begegnungen werde ich nie vergessen. Eine wie die folgende.

Meine Zieladresse befindet sich am Rand der Stadt. Vom nahegelegenen Flughafen starten im Minutentakt dröhnend Maschinen in einen wolkenverhangenen Himmel. Shakespeare kommt mir in den Sinn: »Ein bewölkter Himmel klärt sich ohne Sturm nicht auf.« Ein Sturm der Entrüstung angesichts der Armutsökonomie in Deutschland blieb allerdings bislang aus. Die Entrüstung hat sich gut versteckt: unter dem Mantel der Anpassung, dem Gewand des Profits, dem Kleid der Gewöhnung. Jede Lebensgeschichte, die sich vor mir ausbreitet, ist wie ein Blick in diese neue Kleiderordnung. Unter dem Mäntelchen der neuen Ideologie vom zivilgesellschaftlichen Engagement verbergen sich Trostlosigkeit und Apathie einer hilflosen oder zynischen Politik.

Die Ortsdurchfahrt ist gesäumt von Nagelstudios, dazu gefühlte Massen von Friseursalons. Ein Geschenkladen mit dem Namen »Traumland« auf der einen Straßenseite, ein schäbiger »Döner King« auf der anderen. Doch nichts wirkt paradiesisch oder königlich. Weder die nach Forschern und Nobelpreisträgern benannten Straßen noch die grell angemalten Hausfassaden oder die in grelle Farben getunkten Autos tragen dazu bei, Schein und Sein in Deckung zu bringen.

Im zehnten Stock eines Wohnblocks, der im Webauftritt des Ortes nicht vorkommt, treffe ich mich pünktlich zur verabredeten Zeit mit einem älteren Ehepaar. Der Mann öffnet mir die Tür. Zwischen zwei Krücken bewegt er sich mühsam und wortlos ins Innere der kleinen Wohnung. Weißer Jogginganzug, dickes Goldkettchen, viel Gel im schütterten Haar. Zufrieden wie jemand, der gerade eine sportliche Glanzleistung vollbracht hat, fällt er neben seiner Frau auf das Sofa. Nach über 30 Jahren Ehe äußern die beiden Meinungen nur noch im Duett. Zigarettenduft hängt in der Wohnung. Die Dekoration besteht im Wesentlichen aus dem Stilelement Stoffpüppchen. Deren friedfertige Ausstrahlung kontrastiert auf irrwitzige Weise mit der ebenfalls gemeinsam geteilten Nervosität des Paares. Trotz oder gerade wegen ihrer Gereiztheit wirken die beiden müde. Wir beginnen, wie immer, mit dem Leben vor der Tafel, der Ouvertüre.

Er war Handwerker. Es war eine gute Zeit.

So ähnlich beginnen fast alle Geschichten, die ich nach und nach aufspüre und aufzeichne. Bis zu dem Tag, an dem er auf einer Baustelle stürzte und viele Meter in die Tiefe fiel. Ein Sturz aus dieser Höhe bedeutet ohne Schutzengel ein sicheres Todesurteil. Sein Schutzengel sorgte dafür, dass er durch ein Glasdach fiel, das seinen Sturz abbremste, ihm aber unendliche Schmerzen bereitete. Als er im Krankenhaus wieder zu sich kam, war das im Wirtschaftswunderrausch verbrachte Leben vorbei. »Heute sitze ich hier, mit 14 Implantaten und Schrauben so dick wie ein kleiner Finger in den Wirbeln drin.«

Mit diesen Worten beschreibt er im sachlichen Ton den Grund für seine Arbeitsunfähigkeit – es klingt, als würde er seinen Rücken mit der Aufbauanleitung für ein Regal vergleichen. Noch nach all den Jahren scheint vor allem eines durch: Glück gehabt. Nie wurde mir deutlicher, wie dehnbar die Idee von Glück ist, der wir fast alle hinterherjagen. Mein Gesprächspartner ist schon mit wenig zufrieden: »Wenn ich morgens aufwache und kann die Augen noch aufmachen und mich einigermaßen bewegen, dann ist das wie Weihnachten.«

Es folgt ein Schnelldurchlauf durch die Biographie bis zum Rentenalter. Jede Menge entwürdigende Bürokratie, an deren Ende die sogenannte Grundsicherung stand. Ein nett daherkommendes Wort, das verbirgt, was es für die betroffenen Menschen oftmals bedeutet: Armut. Das Drama seines Lebens lässt sich in wenigen Minuten erzählen. Seine Frau sitzt stumm daneben und raucht unentwegt. Sie hat einen Herzfehler und ist ebenfalls gehbehindert. »Ach, ich habe alles Mögliche«, sagt sie leise, fast zu sich selbst.

In dieses Leben trat die Tafel, weil die Grundsicherung für beide zum Leben nicht reichte. Weil beide Abzüge in Kauf nehmen müssen, da sie als Paar zusammenwohnen. Die Tafel kam per Post in ihr gemeinsames Leben, in einem Schreiben der Stadt, als nett gemeinter Hinweis. Zur Sicherheit gleich mit Berechtigungsschein, damit dem netten Tipp bald auch Taten folgen. Das war vor etlichen Jahren ... Die Tafel ist seitdem ein fester und nicht mehr wegzudenkender Bestandteil ihres Alltags geworden. »Die Bescheinigung hatte einen Stempel mit allem Drum und Dran. Darauf stand, dass wir berechtigt sind, zur Tafel zu gehen.« Sie betont das Wort *berechtigt*, als wäre dies ein offizieller Segen von oben. »Seitdem sind wir jeden Dienstag dort.«

Einfach war dieser Gang nicht. Aber in einer Welt, in der die üblichen Wege sich zwischen Küche und Bad erschöpfen und in der die im Übermaß vorhandene Zeit mit dem Lösen von Kreuzworträtseln gebändigt wird, ist dieser Gang, egal wie

mühevoll er sich gestaltet, vor allem ein Fluchtpunkt aus der Tristesse. Am »Tafeltag« kommen sie beide raus. Es ist wie das Aufblitzen eines jugendlichen Akts der Eroberung. Am »Tafeltag« trauen sie sich auf die Straße, die sie sonst aufgrund ihrer Gehbehinderungen möglichst meiden. Mit Krücken und Rollator steuern sie gemeinsam ihrem Ziel entgegen. »Rumsitzen ist tödlich«, sagt er. »Es geht darum, dass man unter Leute kommt, dass man sich unterhalten kann«, ergänzt sie. »Und die Krönung ist ja, dass man für zwei oder drei Tage etwas mitbekommt.« Sie fühlen sich wohl bei der Tafel, für sie scheint alles zu passen. »Da sind wir Mensch.«

Um sich als Mensch unter Menschen zu fühlen, treffen sich meine Gesprächspartner zudem einmal pro Woche mit drei befreundeten Paaren auf *eine* Tasse Kaffee und *ein* Stück Kuchen in einem nahe gelegenen Bistro. Das fühlt sich an wie tafeln ohne Tafel. Die Tischgenossen im Bistro ahnen jedoch nichts davon, dass ihre Bekannten zur Tafel gehen. Niemand ahnt etwas davon. »Das behalten wir für uns. Hier im Haus weiß das keiner. Sonst weiß es keiner. Man wird schief angeguckt, selbst wenn es den Leuten in einem halben Jahr auch so gehen kann. Also behalten wir das im Endeffekt für uns. Das ist unsere Sache, das geht keinen was an. Die Leute kennen uns. Und wenn wir jetzt plötzlich sagen: Wir gehen zur Tafel, dann lachen die uns aus. Da werden wir schief angeguckt. Da sind viele Leute dabei, die würden uns fallen lassen wie eine heiße Kartoffel. Also halten wir den Mund. Das geht keinen was an.« Die Tafeln sind das Glasdach, durch das die beiden gemeinsam fallen. Es bremst ihren gesellschaftlichen Sturz, es verletzt sie aber zugleich an empfindlicher Stelle.

Wer einen derart markanten Grundbaustein seiner Existenz so konsequent verschweigt (oder meint, ihn verschweigen zu müssen), der liegt im Dauerkonflikt mit der eigenen Gesellschaft und dem eigenen Selbstbild. Die beiden haben diesen Kampf inzwischen aufgegeben. »Wir waren ein Teil der Gesellschaft, aber Vater Staat hat uns dermaßen verlassen, er hat

uns richtiggehend nach unten gearbeitet. Wir sind regelrecht ausgestoßen. Wenn das so weitergeht, sinken wir noch tiefer«, fasst der Mann zusammen. »Ja, wir sind Ausgestoßene!«, fügt seine Frau genervt hinzu, »wer hilft uns denn?« – »Keiner«, antwortet er nun wieder, »die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer, so ist das, auf den Punkt genau. Die hohen Herren stecken sich die Taschen voll. Wir, die Kleinen, müssen die Zeche bezahlen. Wir müssen mit den Resten zufrieden sein.«

Ihr fassungsloser Protest verhallt in der häuslichen Plüschwelt. Die Frage, wie der (noch) existierende Sozialstaat so eine Existenz zulassen kann, führt zu einer bedrückenden Forderung: »Es müsste noch mal einen kleinen Hitler geben. Ja, so ein kleiner Adolf. Dann gäbe es heute nicht so viele Arbeitslose, dann würde wieder was getan. Dann würden sich viele nicht mehr so überflüssig vorkommen.« In diesem Moment verliere ich den Kontakt zu meinem Gesprächspartner, der sich in seinen immer größer werdenden Hass hineinsteigert. Immer wieder klagt er den überall sichtbaren Egoismus an, klopft sich wie zur Bestätigung mit den Fäusten auf den Brustkorb, ruft: »ICH!! ICH!! ICH!!« und setzt große Ausrufezeichen in die Luft. Er wird immer lauter, bis ihn seine Frau am Arm fasst und erfolglos versucht, ihn zu beruhigen.

Noch im Aufzug klingen die Anklagen gegen schwule Politiker, faule Ausländer und gierige Banker nach. Zusammen bilden sie in meinem Kopf das Echo der totalen Resignation: »Der Hass wird immer größer.«

## Seltenes Glück

Ich übernachtete in einem äußerst skurrilen Hotel. Sofort habe ich das Gefühl, nicht willkommen zu sein. Der Portier überwacht seine Gäste mit aufdringlicher Höflichkeit, die fast schon wie ein einstudierter Racheakt wirkt. Mit seinem massigen Körper sitzt er in einer Art Glaskasten, den Frühstücksraum im Blick wie ein Fluglotse seinen Radarschirm. Von seinem Drehstuhl aus mischt er sich in das Geschehen ein und gibt Anweisungen: »Müssen Sie probieren, die Wurst, die ist echt gut!« Und in eigener Sache: »Ist doch fünf Euro wert, das Frühstück, oder?« Nach dem etwas verkrampften Frühstück mache ich mich auf den Weg zu einem Treffen am anderen Ende der Stadt. Diese Begegnung sticht auch nach langer Zeit noch klar aus der Menge aller Gespräche heraus.

Meine Gesprächspartnerin ist 40, sieht allerdings sehr viel älter aus. Ich würde das allein aus Höflichkeit nie berichten, aber sie erwähnt es selbst in einem ihrer ersten Sätze. Sie ist chronisch krank. »Ich bekomme eine neue Niere«, erklärt sie, »dreimal pro Woche muss ich für vier Stunden zur Dialyse. Weil ich sonst sterbe. Ich bin aus gesundheitlichen Gründen da reingerutscht. Ich habe immer gearbeitet, bis ich nicht mehr konnte. Und jetzt bin ich eigentlich immer krank. Ich habe alles mitgemacht, was man mitmachen kann.« Inzwischen erhält sie Grundsicherung. »Ich stehe dem Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung« – das ist ihre Art, das eigene Leben zu bilanzieren. Ein sonderbar bitterer Stolz schwingt in

dieser Aussage mit. Es fällt ihr leichter, dieses abschließende Urteil zu akzeptieren als die Vorhaltungen ihrer Mitmenschen. »Man sagt, ich bin faul und mache immer nur auf Krankheit.«

Ich aber sitze einer Frau gegenüber, die inmitten einer mehr als dramatischen Lebenssituation so etwas wie einen Neuanfang zelebriert. Ihre neue Wohnung befindet sich in einem gepflegten Haus. Ihr ganzer Stolz ist der winzige Balkon. Für sie bedeuten diese zwei Quadratmeter puren Luxus. »Ich bin umgezogen, weil kein Schwein mehr was mit mir zu tun haben wollte«, erzählt sie. Verglichen mit dem Leben, das hinter ihr liegt, erlebt sie nun die große Freiheit. Mit ihren flip-pigen Tapeten wirkt die Wohnung freundlich. Eine schwarze Katze schleicht zwischen meinen Beinen herum und lässt sich erfolglos »Mausi« rufen. Der Beginn eines besseren Lebens?

»Die schöne Fassade täuscht!« Mit dieser Aussage holt mich meine Gesprächspartnerin in die Realität zurück. Sie meint damit nicht allein die aufgeräumte Wohnung. Sie spricht, ohne dass ich danach gefragt hätte, vom Chaos in ihr selbst, von ihren Ängsten, die sie sich nicht ansehen lässt. Irgendwie fasst sie Vertrauen zu mir, das Treffen dauert deshalb auch sehr lange. Sie erzählt vom »übriggebliebenen Leben«, von Krankheit und Sehnsüchten. Hinter einer steinharten Fassade blitzt eine schwache Seele auf.

Sie erinnert sich daran, wie an einem Tiefpunkt vor fünf oder sechs Jahren ihre Hassliebe zur Tafel begann: »Ich war praktisch gezwungen. Ich habe manchmal drei Tage lang nichts zu essen gehabt. Anfangs war das nicht so schön. Ich habe mich so was von geschämt, da hinzugehen. Weil man so abgestempelt wird.« Bei der Tafel war es nicht einfach, das macht sie im Gespräch nach und nach deutlich. Zunächst das Übliche: Bedürftigkeitsprüfung, Berechtigungskarte, Zuweisung eines Ausgabtags. »Mittwochs kriege ich dann meine Ausgabe«, sagt sie. Das klingt ein wenig wie Abfütterung, wende ich ein. »Ist ja auch so«, antwortet sie. Donnerstags findet ein gemeinsames Frühstück statt. Auch da geht sie hin,

um unter Leute zu kommen. »Sonst werde ich bekloppt, sonst fällt mir die Decke auf den Kopf. Ich habe ja nur Krankheit, Krankheit ...«

Die Tafel ist mittlerweile Teil ihres Alltags geworden. Ein Teil, den sie in ihrem persönlichen Umfeld so lange wie möglich verschwiegen hat. Nicht einmal ihrer Großmutter (der sie sonst alles anvertraut) erzählte sie davon, aus Scham. »Weil so schlecht darüber geredet wird. Weil sogar meine eigene Mutter fragte: Wie, Tafeln? Muss das sein? Ich konnte mit keinem darüber reden.« Auch nach so vielen Jahren erlebt sie in ihrem Umfeld immer wieder Vorwürfe und Abwertungen. Die eigene Mutter ist nach wie vor fassungslos. »Die will das einfach nicht wahrhaben. Die schämt sich für mich. Vor ihren Bekannten und Arbeitskollegen. Aber dafür kann ich mir nichts kaufen«, fasst sie trocken zusammen. »Meine Mutter unterstützt mich mit 50 Euro monatlich. Damit die Katze wenigstens was zu fressen hat.«

Mittlerweile erlebt sie ein wenig mehr Normalität im Umgang mit der Tafel. »Das ist wie eine Familie, man kennt sich.« Sparen ist für sie eher ein Nebeneffekt. »Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich gehe nirgends hin. Viel brauche ich eigentlich nicht.« Ihr Wunsch nach Begegnungen steht jedoch in merkwürdigem Kontrast mit der gefühlten unsichtbaren Wand zwischen ihr und den anderen Tafelnutzern. »Groß reden kann ich mit denen nicht. Das ist mir aber wurscht. Ich gehe anders durchs Leben.«

Diese Frau geht tatsächlich ihren eigenen Weg. Nicht weil sie es möchte, sondern weil sie es muss. Und dabei weiß sie selbst am wenigsten, woher sie die Kraft nimmt, sich immer wieder einen kleinen Anteil am Glück zu erkämpfen. Trotz schwieriger Kindheit, einem Herzinfarkt, einem Schlaganfall, Magersucht, Nierenleiden. »Ich fühle mich eigentlich hundelend. Aber ich zeige das nicht so. Ich will mich nicht hängen lassen.« Sie berichtet von der schmerzhaften Prozedur der Dialyse, immer wieder Nadeln. »Mein Arzt hat mir noch eine

Lebenserwartung von zehn Jahren zugesagt. So auf den Kopf zu. Das fand ich nicht so schön, dass er mir das so vor den Kopf knallt. Deswegen kämpfe ich. Ich kämpfe darum, dass er nicht recht behält.« Sie zeigt mir ein Erinnerungsfoto von einem Ausflug in einen Freizeitpark. Eine Filmkulisse. Sie steht in einem Boxring, es sieht aus wie in einem Rocky-Film mit Sylvester Stallone. Der linke Arm in Siegerpose nach oben gestreckt, die Faust geballt. Ihren rechten Arm kann sie heute kaum noch heben. Zu viele Kanülen von zu vielen Dialysen in zu vielen Wochen.

Ein Foto wie eine Metapher für die gesamte Welt der Tafeln. Menschen, die sich durchschlagen müssen und (beinahe) zu schwach dafür sind. Die Gesellschaft ist ihnen oft Kulisse, an der sie eingeschränkt teilnehmen können – und die Warenwelt besteht nur noch aus Konsumresten. Die Lebensmittel, die nicht wöchentlich aus den Spendersupermärkten abgeholt werden, sondern direkt über Spenden gekauft werden, nennt sie »echte Lebensmittel«. So als wären die Waren der Tafeln nur Requisiten.

»Mir wäre es eigentlich lieber, mehr Geld zu haben«, fasst sie, wie viele andere auch, ihre Position zusammen. »Um mir dann meine Sachen selber zu kaufen.« Sie will nicht abhängig sein von den Almosen anderer. Sie zeigt mir zum Abschied einen Zeitungsartikel aus der lokalen Presse, den sie sich aufgehoben hat. Er ist überschrieben mit dem Titel »Abgespeist«. Ein Foto zeigt lange Tischreihen, an denen Menschen sitzen, die an einer öffentlichen Speisung für Bedürftige teilnehmen. Im Vordergrund ein lachender Vertreter der lokalen Promige-meinde. »Seltenes Glück« steht da unter dem Bild. Uns beiden bleibt das Lachen im Hals stecken.